

# Zehn Minuten Sprachkunde

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **17 (1961)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in der „Neuen Zürcher Zeitung“ und in der „Schweizerischen Lehrer-Zeitung“ energisch gegen die Seuche einer mißleiteten Aussprache des Hochdeutschen, die das lange ä zu einem langen e verfälscht, gewehrt. Recht hat er.

*Werner Hausmann*

### „Kneeblein“

(Zu Heft 3, Seite 90/91.) Ich muß Herrn Dr. Leu widersprechen; denn mir scheint die Aussprache „Keese“ nichts als eine norddeutsche Eigen- oder auch Unart zu sein. Sie ist nicht nur siebs-widrig — wie „Freiburch“ statt „Freiburkh“ —, sondern bei uns im Süden des deutschen Sprachgebietes nach meiner Erfahrung immer noch höchst selten, zum Glück. Die „Kneeblein“ unseres Kaplans in der 1. Klasse der Primarschule, um 1926, waren mir Ostschweizer Knirps höchst auffällig und sind mir daher in lebhafter Erinnerung geblieben; aber seither habe ich, außer in Norddeutschland oder von Norddeutschen, kaum mehr Ähnliches gehört. Der Siebs hat guten Grund, am Unterschied zwischen langem ä und geschlossenem e festzuhalten. Diese Ausnahme von der Regel über den Wechsel von offenem Selbstlaut bei Kürze zu geschlossenem bei Länge, wie es für i, o und u durchgehend gilt, ist ein wichtiger Bestandteil unserer Ausspracheordnung. Die „Väter“ kommen nun einmal vom „Vater“ und gehören zum „Vater“, zum Lautbereich des a. Daß langes ä lautlich mit dem kurzen, geschlossenen e zusammenfällt, ist nicht so verwirrend, daß ein Verwischen der Unterschiede zwischen langem e und langem ä wünschenswert sein könnte. Leider versagen unsere Schulen noch weiterhin in Bezug auf die gute Aussprache des Hochdeutschen. Ganz im Gegensatz zum Fremdsprachenunterricht, wo es manchem Lehrer nicht pariserisch oder oxfordisch oder toskanisch genug tönen kann!

*A. H.*

## Zehn Minuten Sprachkunde

### Verzwickter Satzbau

Mein Freund Dagobert hat auf sprachlichem Gebiet tüchtig aufgeholt und mich in einem Falle nicht nur eingeholt, sondern sogar überholt. „Gibst du zu“, fragte er dieser Tage, „mir in deinem letzten Brief geschrieben zu haben: ‚Diese Fassung ist schlecht und versteht keiner?‘“ — „Warum soll ich es leugnen“, erwiderte ich, „schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das scharf sich handhabt wie des Messers Schneide.“ — „Abgesehen davon“, sagte Dagobert, „daß ein Mann in deinen Jahren den Unterschied zwischen Jugend und Alter kennen sollte, hast du wieder einmal falsch zitiert. Es heißt bei Schiller nicht: ‚... das scharf sich handhabt...‘, sondern: ‚... das schwer sich handhabt...‘“ — „Na gut, dann schwer. Mach es mir also nicht so schwer, und sage mir endlich, was du willst.“ — „Du gibst also zu, diesen Satz geprägt zu haben; dann präge dir ein, daß das ausgeprägter Unsinn ist.“ — „Wie kann etwas Unsinn sein, was einen Sinn hat?“ — „Daß der Satz einen Sinn hat, bestreite ich nicht; aber grammatikalisch gesehen, ist und bleibt er Unsinn: Du hast nämlich das Subjekt ‚diese Fassung‘ gleichzeitig zum Objekt gemacht.“ — „Das mach mir erst einmal nach“, erwiderte ich; immer noch nicht aus der Fassung gebracht, wenn auch langsam erfassend, daß mich mein Freund jetzt gefaßt hatte.

„Laß die dummen Scherze“, entgegnete Dagobert. „Ich wiederhole“, fuhr er fort und faßte mich scharf ins Auge, „in dem Satz: ‚Diese Fassung ist schlecht und versteht keiner‘ ist ‚Fassung‘ zunächst Subjekt und dann Objekt, ohne daß das Wort in dieser letzten Bedeutung erschiene. Das aber ist nicht statthaft. Der Satz hätte richtig lauten müssen: ‚Diese Fassung ist schlecht, und sie versteht keiner‘ oder besser: ‚Diese Fassung ist schlecht, und keiner versteht sie.‘ Allerdings hast du insofern Glück gehabt, als Subjekt und Objekt in der Form übereinstimmen. Hättest du statt ‚die Fassung‘ zum Beispiel ‚der Ausdruck‘ gesagt, so wäre der Unsinn offenbar geworden: ‚Der Ausdruck ist schlecht und versteht keiner.‘ Was hast du zu deiner Entlastung anzuführen?“ — „Daß man auch bei unsern Klassikern manchmal solche Zusammenziehungen findet.“ — „Eine deiner klassischen Antworten. Vereinzelte Sprachnachlässigkeiten unserer Klassiker sollten aber einem vernünftigen Menschen nicht zur Nachahmung, sondern zur Warnung dienen. Du wirst doch zugeben müssen, daß Sätze wie: ‚Die Briefe, die heute früh angekommen sind und ich sofort gelesen habe‘ und ‚Das hat ihn verwirrt und in seinem Weiterkommen geschadet‘ fehlerhaft sind. Im ersten Satz muß das Relativum ‚die‘ wiederholt werden, denn einmal ist es Nominativ und das andere Mal Akkusativ, also: ‚Die Briefe, die angekommen sind und die ich gelesen habe.‘ Im zweiten Satz muß hinter ‚und‘ ein ‚ihm‘ treten, denn ‚schaden‘ verlangt den Dativ. ‚Das hat ihn verwirrt und ihm geschadet.‘ Erst diese Fassungen sind richtiges Deutsch.“ — „Du bist heute in einer ausgezeichneten Verfassung“, sagte ich, „die Leser werden Dagobert loben und danken.“ — „... Dagobert loben und ihm danken, verehrter Sprachmeister.“ — „Danke.“ Ernst Tormen

## Büchertisch

### Flämische Schriften von Professor Willem Pee (Brüssel)\*

\* In Heft 3/1961 ist versehentlich nicht erwähnt worden, daß es sich beim Aufsatz „Sprachpflege im flämischen Teil Belgiens“ (S. 75) um die zusammenfassende Wiedergabe eines Vortrages handelte, den derselbe Professor Willem Pee im Herbst 1960 zu Berlin auf der 7. Hauptversammlung der Gesellschaft für deutsche Sprache (Lüneburg) gehalten hat. Wörtliche Zitate sind — wie auch in den beiden hier folgenden Besprechungen — in Anführungszeichen gesetzt. Der volle Wortlaut des Vortrages war in Heft 1/1961 der „Muttersprache“ veröffentlicht. — Vgl. auch „Sprachspiegel“ 5/1960.

1. *Van Vlaams Dialekt naar A. B. Nederlands* (Vom flämischen Dialekt zur niederländischen Gemeinsprache) — Sonderdruck ohne Verlagsangabe; (1957). In diesem Heft von 36 Seiten geht es um die gute Aussprache. Voran geht eine Klärung der Begriffe Sprache (taal), Mundart (dialekt) und Hoch- oder Standardsprache (beschaafd), mit einem Vergleich der Entwicklung in den drei großen Weltsprachen (in de drie grote wereldtalen) Französisch, Englisch und Deutsch. Für das Deutsche verweist der Verfasser auf den *Siebs* als die Richtschnur der deutschen Gemeinsprache, und er empfiehlt dieses Werk allen deutschbeflissenen Flamen aufs wärmste. Er setzt sich dann mit den verschiedenen Auffassungen auseinander, die in Flandern miteinander gerungen haben: Französisch oder Reichsniederländisch als Hochsprache oder flämischer Mund-